Dorenzathe.

Roman von Melati von Java.

Aus dem Holländischen übersetzt von Leo Tepe van Hermstede.

(13. Fortsetzung.)

Nach dem Mahl, das lange genug dauerte, um die Bemerkung hervorzurufen, daß man an die Abfahrt des Zuges denken müsse, erhob man sich und schickte sich an, fortzufahren; doch Valentine versicherte, daß es wohl angenehmer sei, zu gehen, und die älteren Damen allein nahmen Platz im Omnibus. Die Ingenieure boten ihre Begleitung an; bei der heranbrechenden Dämmerung war ein Spaziergang durch die Heide nicht unangenehm.

Alfred nahm Valentines Arm, Sosthenes hatte sich natürlich Isabellas bemächtigt; doch waren beide einigermaßen verstimmt und zeigten keine Lust zu lebhafter Konversation, ganz anders als die beiden, die vor ihnen hergingen unter Lachen und Scherzen; aber jeder fröhliche Klang schnitt Isabella tief in's Herz, sie verfolgte ihn unaufhörlich mit ihrem Blick und fragte sich, was sie eigentlich empfand. War es Eifersucht oder Entrüstung, weil Alfred Fräulein de Mirecourt bethörte, das arme Kind, das nicht ahnte, welches Hindernis zwischen ihr und ihrem Begleiter sich aufthürmte?

Später freute sie sich wieder darüber, daß ohne ihre Einwilligung keine Rede von einer Verbindung sein könne! — Was sie fühlte, war so widerspruchsvoll und so thöricht, daß es ihr eine Erleichterung war, als die Station erreicht war und sie abfuhren.

Alle waren entzückt über den Ausflug, ausgenommen Isabella, die wieder Kopfweh vorschützte, und Sosthenes, der noch über seinen Paletot trauerte.

Bei herrlichem Mondschein kehrten die beiden Ingenieure heim; doch von Alfreds Angesicht war die Maske gefallen. Wie sehr auch sein Genosse sich bemühte, die Erinnerungen an die fröhlichen Stunden dieses Tages zum Gegenstand eines lebhaften Gespräches zu machen, es wollte ihm nicht gelingen Alfred war vertieft in Gedanken, welche gerade nicht zu den angenehmsten gehörten.

Zu Hause angekommen, fand er es in seinem Zimmer recht kalt und leer; es begann zu regnen und zu wehen; der Herbst war im Anzuge, der Winter würde ihm folgen und — seitdem dort am Fenster eine Gestalt mit traurig sinnendem Antlitz gesessen hatte, schien das Zimmer ohne sie so einsam und verlassen!

„Noch nicht genesen!" sprach er vor sich hin, „und ich wollte sie verachten! Sie, die es wagt, mein Haus zu betreten, die mir kein freundliches Wort gönnt und doch mein Geld annimmt. Sollte es ihre Eifersucht erregt haben, daß ich mich mit Valentine beschäftigte. Nicht alle hochgeborenen Damen behandeln mich mit ihrem vornehmen Stolz. Was liegt ihr auch daran? Sosthenes ersetzt ihr alles!"

Das Gespräch zwischen Valentine und Alfred hatte sich eben zum großen Theile über Isabella bewegt. —

„Ist Ihre Freundin immer so still?" hatte Alfred gefragt.

„So still? Nein! Heute ist sie es ganz besonders; sie hat Kopfweh, aber sonst kann sie sehr gut und auch verständig sprechen, viel verständiger als ich."

Und Valentine begann eine Lobrede über die Tugenden ihrer Freundin, über alles, was sie von ihrem zurückgezogenen Leben in Paris vernommen hatte, und so hatten sie, ehe sie es wußten, die Station erreicht.

Isabella verbrachte diese Nacht fast ganz in Thränen. Sie beweinte ihr verlorenes Lebensglück. Warum war sie zu stolz gewesen, um am Tage nach Alfreds Abreise ihm zu schreiben und ihn um Verzeihung zu bitten für ihre im Zorn hervorgestoßenen Worte? Aber wie waren auch ihre Gedanken über ihn seit jenem Tage geändert. Damals war es ihr ein quälendes Gefühl, diesem Proletarierjohne Dank schuldig zu sein. Wie sehr es sie auch freute, den Namen der de Marcos in Ehren gehalten zu sehen, war es ihr doch widerwärtig, daß er ohne ihr Wissen und ohne sie zu fragen, in so eigenmächtiger Weise über sie verfügt hatte. Ihm dankbar zu sein, betrachtete sie als die schwerste Last, von der sie gerne um jeden Preis befreit gewesen wäre. Sie fürchtete nichts mehr, als daß er seine Rechte geltend machen würde, und nichts wäre ihr angenehmer gewesen, als wenn er sich durch irgend eine That in ein weniger günstiges Licht gestellt hätte.

Und nun? Er war es, der ihren Dank zurückwies; er, der augenscheinlich mehr litt als sie durch das Band, das sie vereinte, und durch seine Aufopferung.

Sie aber konnte keinen Augenblick sein Bild aus ihrer Seele verbannen; immer stand er vor ihr, immer hörte sie seine Stimme, so klangvoll und weich und nur ihr gegenüber so kalt und gleichgültig. Dann strömten heiße Thränen über ihre Wangen und sie mußte es sich bekennen, daß sie ihn trotzdem liebte, daß sie ihn liebte mit aller Kraft einer ersten Liebe.

Die Vorurtheile wegen seiner Geburt und seiner Herkunft waren verschwunden; der Widerwille vor seinem Vater, die sonderbare Art und Weise, wie ihre Ehe zu Stande gekommen war, alles schien vergessen und nichts blieb in ihrer Erinnerung, als daß er sie einst leidenschaftlich liebte, von seinen Kinderjahren an, daß sie diese Liebe grausam zurückgestoßen hatte und nun unglücklich, tief unglücklich war.

„Das ist das Uebermaß meines Elendes", klagte sie in bitterer Wehmuth, „daß ich ihn jetzt liebe, wo nun seine Liebe mir für immer verloren ist, nun er mein Dasein vielleicht als das größte Hindernis zwischen ihm und seinem Glück ansieht."

Es war für sie eine Erleichterung, als sie am folgenden Tage wieder nach La Combelière abreisten; mit dem Sommerwetter war es vorläufig vorbei, doch sie war zu Hause, sie brauchte Valentinens lästiges Geplauder nicht mehr anzuhören, keine gleichgültigen Antworten mehr auf die Lobreden zu geben, die jene Alfred zu Ehren hielt, und be onders kein Sosthenes trat ihr mehr in den Weg.

Frau Ducombel fand Isabella stiller und bleicher als früher, doch schrieb sie das zum Theil der Nachricht zu, daß der Marquis d'Armainvilles sich, wie allgemein erzählt wurde, sehr bald über den von Isabella empfangenen Korb getröstet und um die Hand einer reichen Wittwe beworben habe.

Isabellas Gedanken aber waren weit mehr in der Nähe, in der dunklen Mine oder in dem hellen Zimmerchen mit der weiten Aussicht; sie büßte durch ihren Schmerz und ihre Reue so viel sie konnte für den früheren Stolz und suchte nun in Arbeit und Wohlthun so viel als möglich Zerstreuung zu finden.

Es ging ihr schwer, denn Alfreds Bild verfolgte sie zu jeder Stunde; sie verlangte sehr danach, etwas von ihm zu erfahren, und als eines Tages der Herr Baron de Mirecourt mit Frau und Tochter vorfuhren, klopfte ihr Herz in froher Erwartung.

Sie wurde jedoch enttäuscht; der Baron ging mit Valentine auf 14 Tage in's südliche Frankreich, in der Zeit blieb die Baronin auf LaCombelière.

Valentine wußte nichts Näheres von Alfred, doch während ihres kurzen Aufenthaltes ließ sie die Erinnerungen der letzten Zeit und besonders jenes letzten Tages aufleben.

Oefters hatte Isabella eine Warnung auf den Lippen, um Valentine zu rathen, sich nicht so viel mit dem Manne zu beschäftigen, dessen Vergangenheit sie nicht kenne, und dessen Herz vielleicht nicht mehr frei sei, aber der Gedanke, bei dem Kinde Gefühle wachzurufen, die vielleicht noch schlummerten, hielt sie zurück.

Baron de Mirecourt und ihre Tante hatten noch ein ernstes Gespräch miteinander, und als letztere mit ihrer Nichte einen Augenblick allein war, sagte sie:

„Nun bin ich beruhigt, Isabella, nun ist für deine Zukunft gesorgt. Deine Großmutter wird zufrieden auf mich herniederblicken. Die Hälfte des Bergwerks, das wir besucht haben, wird einst dein eigen sein."

Isabella war nahe daran, ihrer Tante alles zu bekennen, aber wieder hielt falsche Scham sie davon zurück. Zu bekennen, daß sie den liebte, der die Gesellschaft des geringsten Bürgermädchens der ihrigen vorzog, das ging über ihre Kraft; und so schleppte sie ihre Tage fort und fand ihren einzigen Trost darin, in der tiefen Stille der Nacht ihr unglückliches und trauriges Los zu beweinen.

Eines Nachmittags, als das schöne Herbstwetter es noch zuließ, saß sie, während die beiden älteren Damen im Salon plauderten, unter der Veranda, wo sie der Unterhaltung folgen konnte.

Die Baronin erzählte:

„Valentine ist sehr zu ihren Gunsten verändert. Sie lernt besser, Miß Ida ist besser mit ihr zufrieden, auch übt sie sich fleißiger am Klavier und eine Liebhaberei hat sie an den Tag gelegt, Steine und Muscheln zu sammeln. Ich glaube, daß ich diese Veränderung ihrem Umgang mit Isabella zuschreiben muß.

„Nun ja — mag sein, entgegnete Madame Ducombel, „Isabella ist wohlerzogen, aber der Einfluß, den sie auf das Kind ausübt, kann doch so bedeutend nicht sein. Ich glaube, daß diese Veränderung wohl einem anderen Grunde zuzuschreiben ist."

„Und welchem?"

„Der größten Lehrerin, welche die Thörichten von ihrer Thorheit, die Weisen von ihrer Klugheit heilt."

„Verstehe ich recht? —"

„Ja, sie ist verliebt!"

„Das Kind? —

„Wie lange soll sie denn noch ein Kind bleiben? Sie ist schon längst zur Jungfrau herangewachsen; vielleicht weiß sie es selbst kaum, aber ein gewisser jemand hat einen tiefen Eindruck auf sie gemacht."

„Sosthenes?"

„Gehen Sie mit Ihrem Sosthenes! Er wird Ihnen vielleicht weniger zusagen. Der junge hübsche Mann, der Ingenieur muß es sein, der ihr Herz gestohlen."

„Unmöglich!"

„Glauben Sie mir! Er ist der Mann, der zu ihr paßt. — Er wird es nicht wagen, seine Augen zu ihr zu erheben, aber wenn ich Ihnen rathen darf, so lassen Sie sich nicht durch lächerliche Standesvorurtheile beeinflussen, denken Sie nur lediglich an das einzige, das Glück Ihrer Tochter Valentine."

„Ihre Mittheilungen überraschen mich wirklich sehr!"

„Das glaube ich recht gerne, doch ich bemerkte es schon längst!"

„Ich dachte nicht im entferntesten daran. Sie wissen ja, wie Mirecourt über solche Sachen denkt; wenn der junge Mann unsere Tochter liebt und auch sie ihm geneigt ist und ihn hochschätzt, dann dürfen wir uns auch nicht widersetzen," sagte die Baronin.

Mehr wollte Isabella nicht hören, sie nahm ihren Gartenhut, verließ die Veranda und begab sich in den Garten; am Ufer des Flusses blieb sie stehen und schaute eine Zeitlang dem Spiele der Wogen zu.

Kein feiger Gedanke kam in ihre Seele, aber doch konnte sie diesen nicht ganz von sich abwehren.

„Wenn ich dort unten läge, würde nichts mehr ihn von seinem Glücke scheiden; so würde die übereilte That, die er nun so bitter beklagt, keinen Einfluß mehr auf seine Zukunft ausüben. Aber nun steht mir deutlich meine Pflicht vor Augen."

Und in Gedanken sah sie Alfred glücklich mit Valentine. Und sie selbst, tief traurig und gesenkten Hauptes, ging wie im Traume zu der Kirche des Dorfes. Die Türe stand offen. Sie trat ein und ließ sich auf eine der Bänke nieder; sie bedeckte ihr Angesicht mit beiden Händen und schluchzte laut.

„Du strafst mich, mein Gott, mit dem Schwersten, was mich treffen kann, ihn zu lieben, nun es zu spät ist! Doch ich habe es verdient. Mein Platz war an seiner Seite und ich habe meine Pflicht vergessen, mich vor ihm versteckt. Laß ihn nun glücklich sein. Noch bleibt mir ein Trost, zu leben und es anzusehen als Buße für mein Thun!"

Als sie sich erhob, war ihr Opfer gebracht. Sie wollte ihn glücklich machen, ohne daß er je ahnen würde, was es ihr kostete.

10. Kapitel.

Im Oktober kehrte Madame Ducombel nach Paris zurück. Sie fühlte sich in diesem Jahre weniger kräftig als im vorigen und widersetzte sich daher nicht dem Verlangen Isabellas, still und zurückgezogen zu leben.

„Ich glaube, daß Isabella vor hat, in ein Kloster zu gehen", sagte sie öfters zu Mademoiselle Jeanne, „sie lebt jetzt schon wie eine Nonne und bringt ihre Zeit mit dem Besuche der Armen und Kirchen zu".

„Ja, sie ist sehr verändert seit dem vorigen Jahre; da konnte man ihre Zurückgezogenheit noch ihrer Trauer zuschreiben, aber man muß fast glauben, daß d'Armainvilles Heirath so niederschlagend auf sie gewirkt hat."

„Es hat fast den Anschein. Aber warum hat sie seinen Antrag damals denn so kurz zurückgewiesen?"

„Weil sie hoffte, daß er ihn noch einmal wiederholen würde."

Statt abzunehmen durch die Abwesenheit und Trennung, nahm ihre Liebe an Kraft und Innigkeit zu; der Gedanke an Alfred verließ sie keinen Augenblick; sie suchte ihren Trost in der Religion und der Wohlthätigkeit, aber sein Bild verfolgte sie überall, und wenn sie mit Valentine in Korrespondenz blieb, so war es nur, um dann und wann etwas von Alfred zu erfahren. Er kam von Zeit zu Zeit zu den Mirecourts in Nantes, um über Geschäfte zu unterhandeln, doch Valentinens Bewunderung für ihn schien schon etwas nachgelassen zu haben, und diese Veränderoung beunruhigte Isabella vielleicht mehr als ihre Schwärmerei.

Einige Tage nach Neujahr kam der Baron de Mirecourt nach Paris und stattete seiner Mündel bei der Mine einen Besuch ab. Beide waren im Salon eifrig über Geschäfte in Unterhandlung. Isabella saß am Stickrahmen in einer tiefen Fensternische, halb hinter einem Vorhang verborgen.

„Es thut mir sehr leid, daß Brons sich zurückzieht, wenn das Jahr vorbei ist," sagte der Baron.

„Ist er unerbittlich?"

„Leider ja!"

„Ist man denn nicht bestrebt, ihn zurückzuhalten, Herr Baron?"

„Man hat ihm Anerbietungen zur Ausbeutung von Silberminen in Nordamerika gemacht. Natürlich, man kann von einem Manne wie er ist, nicht erwarten, daß er sich ganz unserem unbedeutenden Bergwerk widmet. Doch der Adjunkt Brenis weiß gut Bescheid und es wird schon gehen."

„Wir wollen es hoffen. Haben Sie noch kürzlich ihn gesprochen?"

Isabella hatte ihre Nadel fallen lassen und war ganz Ohr!

„Ja vor einem Monat."

Der Baron schob seinen Stuhl etwas näher und nahm einen sehr vertraulichen Ton an, indem er sagte:

„Sie haben vor einiger Zeit mit meiner Frau über eine Neigung gesprochen, die Sie bei unserer Tochter Valentine bemerkt zu haben glaubten."

„Ja, ich erinnere mich!"

„Das hat uns sehr zu denken gegeben. Wir haben unser Kind von Herzen lieb und verlangen nichts als sein Glück."

Nach einigem Stillschweigen fuhr der Baron weiter in seiner Erklärung über Valentinens Herzensglück fort.

„Brons schien mir wohl der Mann, ihr das zu geben, und auch wir merkten, daß Valentine, wenn sie sich auch über ihre Empfindungen noch keine Rechenschaft gab, ihm zugeneigt war, ihn gerne sah."

„Und er?"

„Er ließ durchaus nicht durchblicken, daß er Valentine besonders auszeichne; er behandelte sie mehr wie ein Kind, doch wir schrieben seine scheue Zurückhaltung einer sehr lobenswerthen Bescheidenheit zu, und daher beschloß ich auf den Rath meiner Frau, ihn einmal vorsichtig zu sondiren."

„Sie erregen meine Neugierde."

„Er kam ein paar Mal nach Nantes und brachte bei uns den Abend zu. Als wir eines Abends im Rauchkabinett beisammensaßen, sprachen wir über allerlei Dinge, u. a. auch über Theodor und Klara, die so glücklich sind in ihrer Ehe, was er eine Seltenheit in Frankreich nannte. Ich gab dies zu, obschon ich es nicht aus Erfahrung wisse; dann kam das Gespräch auf die Weise, wie die meisten Ehen zustande kommen, im Gegensatz zu Holland. Allmählich brachte ich ihn so dahin, wo ich ihn haben wollte, und fragte ihn dann plötzlich:

„Und Sie, mein Lieber, Sie haben eine Stellung, die Sie in den Stand setzt, eine Frau zu ernähren; Sie sind jung und stattlich. Warum schauen Sie sich nicht unter den Töchtern des Landes um?"

Seine Miene verfinsterte sich, und nach einer Weile sprach er zögernd.

„Daran darf ich nicht mehr denken".

„Und warum nicht?" fiel ich ihm in die Rede.

„Ich bin verheirathet."

„Verheirathet" rief Madame Ducombel, „wer hätte das gedacht! Aber er hat keinen Ehering am Finger, das weiß ich ganz gewiß; danach sehe ich immer zuerst. Und wo ist seine Frau jetzt?"

„Wir leben geschieden, das ist für uns beide besser", setzte er hinzu.

„Als ich die Bemerkung machte, daß es wohl ein trauriges Los sei, noch so jung und schon auf Lebenszeit mit jemandem verbunden zu sein, mit dem man doch nicht zusammenleben könne, sah ich, daß es ihm sehr wehe that, über die Sache zu reden, und brachte daher das Gespräch auf ein anderes Thema, womit ich ihm sehr entgegenkam."

„Der Aermste! Hast du es gehört, Isabella, wer hätte das gedacht? Verheirathet zu sein und geschieden! Nun, ich will darauf weiten daß die Schuld ganz allein an ihr liegt und nicht an ihm".

„Darf ich um ihre Diskretion ersuchen, meine Damen? Er hat mir zwar keine Verschwiegenheit geboten, aber ich halte es doch für meine Pflicht, es niemanden zu sagen, als allen solchen Bekannten, denen ich es mit Grund anvertrauen darf".

„Weiß Valentine es schon?" fragte Isabella, ihrer Stimme so viel als möglich die gewöhnliche Festigkeit gebend.

„Ich erzählte es am folgenden Tage meiner Frau, als sie dabei war; sie wurde leichenblaß und war den ganzen Abend und ein paar Tage lang wohl etwas stiller, aber jetzt ist sie wieder ganz die alte."

„Es thut mr leid, es wäre ein hübsches Paar gewesen."

„Ich hätte, wenn sie sich wirklich liebten, gerne den Standesunterschied übersehen. Dabei wird Brons in anderer Weise sich einen Namen machen ohne daß er auf den uralten Titel eines Vorfahren zu pochen braucht, er wird ein berühmter Mann."

„Man sagt", so schrieb er, „daß der alte Stiefelwichser Dummheiten gemacht hat und in Gefahr schwebt, zu fallieren. Ich werde dafür sorgen, daß du deine Freiheit zuerückerlangst. Es ist eine Schande, zu einer solchen Familie zu gehören."

Der Vikomte ahnte nicht, daß seine Tochter nichts so sehr verlangte, als wirklich auf immer mit einem Mitgliede dieser Familie verbunden zu sein.

So verging der Winter allmählich, langsam und eintönig sowohl für Isabella in dem großen Paris wie für Alfred in der stillen Heide. Beide dachten unaufhörlich aneinander, beide waren zu stolz, den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun; Isabella, weil sie fürchtete, daß sie ihm gleichgültig geworden war, Alfred, weil der Gedanke ihm zuwider war, daß seine Frau ihn allein für gut hielt, ihr ein Jahresgehalt auszuzahlen, das er nur mit großen Opfern zusammensparen konnte, denn von seinem Vater Geld zu nehmen für einen Zweck, den Brons, wenn er ihn kannte, sehr mißbilligen würde, fand er unedel. Außerdem wußte er, daß der alte Herr sich in ein Netz unangenehmer Dinge verwickelt hatte, die ihm, wenn auch nicht den ganzen Untergang, so doch eine große Verminderung seines Vermögens zuziehen würde.

In der Woche nach Ostern konnte Madame Ducombel nicht mehr umhin, ihren Freunden eine Soiree anzubieten, und sie ersuchte Isabella, doch Toilette zu machen.

Die Säle waren gutgefüllt und die jungen Leute begierig, ein wenig zu tanzen. Selbst Isabella mußte am Tanze wohl oder übel theilnehmen, wollte sie nicht den Beinamen „Schwarze Sphinx" haben.

Sie sah an diesem Abend in ihrem hellblauen Kleide besonders gut aus, die Anstrengung, der sie sich unterziehen mußte, um die Ehre des Hauses aufrecht zu halten und fröhlich zu erscheinen, gab ihren Wangen ein höheres Kolorit als gewöhnlich.

Sosthenes, der auch zufällig in Paris war, verließ sie keinen Augenblick und schien sie auch jetzt noch zu bewundern, ohne Nebengedanken an Fides, der noch immer seiner Sorge anvertraut war. Der Abend war schon mehr als halb um, als Isabella sich ermüdet in einen Seitensalon zurückzog.

In dem Salon saßen einige ältere Herren und Damen am Whisttisch. Granjac, welcher Isabella gefolgt, beugte sich über die Lehne des Stuhles vor, um ein Gespräch zu führen, das sie entsetzlich langweilte.

Professor Breval, Herrn de Granjac erblickend, fragte ihn:

„Chevalier, Sie haben erst vorgestern die Provinz verlassen. Wissen Sie Näheres von dem Unglück, das in der Mine von Cohance vorgefallen sein soll? Unsere Festgeberin hat es soeben erst erfahren."

Madame Ducombel, die am nämlichen Tische saß, fügte hinzu:

„Es ist schrecklich! Zwanzig Arbeiter sollen verschüttet sein, und von den Ingenieuren, die unmittelbar herbeieilten, um Hilfe zu bringen, hörte man noch nichts. Ich habe bei Mirecourts um Bericht angefragt."

„Ich weiß nichts davon; das haben die Leute übrigens immer zu erwarten, die so gefährliche Arbeit verrichten. Es giebt so viele Verrichtungen auf der Welt, warum wird gerade so etwas Gefährliches ausgesucht."

„Fehlt Ihnen etwas, Gräfin? Sie sind so bleich und zittern."

„Nein .... es ist nichts, ... nur die große Hitze!"

„Mein Gott, was ist dir?" rief die Tante erschreckt, „du wirst ohnmächtig, geschwind ein Glas Wein!"

„Nein, Tante, es wird gleich vorbei sein," sagte Isabella. „Erlaube mir, daß ich mich entferne."

„Ja, aber nicht gar zu lange! Hat dich die Nachricht über die Katastrophe in der Mine erschreckt?"

„Der materielle Schaden wird so groß nicht sein," tröstete Sosthenes.

„Ich komme bald wieder."

Isabella verließ den Salon durch eine Seitenthüre, ging über den Gang und die Treppe zu ihrem Zimmer und schellte nach einiger Zeit ihrer Zofe.

„Kehrt Mademoiselle nicht zum Feste zurück?" frug diese vorlaut.

„Gleich! Hole mir einen Fahrplan und hilf mir dann packen."

„Geht Mademoiselle so plötzlich auf Reisen?"

„Ja, kein Wort darüber an irgendwen, da es ein Geheimniß ist."

Nannette war gern Mitwisserin eines Geheimnisses. Sie brachte ihrer jungen Herrin den verlangten Fahrplan; nachdem Isabella ihre Abreise auf den nächsten Morgen 5 Uhr festgesetzt hatte, kehrte sie zum Salon zurück, wo sie, als wäre nichts geschehen, ihre Pflichten als die Tochter des Hauses erfüllte, ohne jedoch mehr zu tanzen, denn es war ihr, als wenn von allen Seiten Särge sie angähnten, und die Musik klang ihr in die Ohren wie ein Trauermarsch für das Begräbniß.

Gegen zwei Uhr verabschiedeten sich die Gäste, und auf ihr Zimmer zurückgekehrt, brachte Isabella den Rest der Zeit damit zu, ihrer Tante zu schreiben und ihre letzten Vorbereitungen zu treffen.

Gegen halb fünf Uhr hatte sie den Wagen bestellt; von Nannette unterstützt, verließ sie unbemerkt das Haus und ließ sich zu der Station St. Lazare fahren. Eine halbe Stunde später dampfte sie fort in der Richtung der Bretagne, fast ohne Bewußtsein.

Auf ihrem Zimmer hatte sie noch einen Brief ihres Vaters vorgefunden, den sie mitnahm und erst las, nachdem sie ruhig in einem Coupe der Bahn saß.

Die Hauptsache darin war, daß der Vikomte aus ihrem letzten Brief mit Freuden vernommen hatte, wie reich sie einmal würde. Dorus Brons habe zwar nicht falliert, aber doch sehr viel verloren, so daß er seinen Ton wohl ein wenig herabstimmen würde.

Auf der Station R. telegraphierte Isabella ihrem Vater, daß sie vielleicht bald am Sterbebette ihres Mannes stehen würde.

11. Kapitel.

In unbeschreiblicher Spannung kam Isabella bei der Grube an; wie schien jetzt alles verändert seit dem vorigen Jahre!

Im Dorfe waren Angst und Schrecken auf allen Gesichtern zu lesen; sie wagte jedoch noch keine Frage zu stellen, denn aus jedem Munde fürchtete sie Alfreds Todesurtheil zu vernehmen und dann.... Sie war nicht imstande, den Gedanken, der ihr Leben erhalten würde, das ihr viel trost- und freudenloser vorkam als je zuvor, auszusprechen. —

Im Dorfe angelangt, stieg sie aus und ging zu dem ihr bekannten Eingang des Bergwerkes: überall hörte sie das Jammern und Weinen der Frauen und Kinder der Verunglückten; noch öffnete sie den Mund zu keiner Frage, bis sie an die Stelle kam, wo die meisten versammelt waren, begierig, etwas Näheres über das Los der Verunglückten zu erfahren.

Endlich fragte sie, ob schon einige gerettet seien."

„Drei sind gefunden," lautete die Antwort, „wovon einer schwer verwundet und einer schon todt; noch sind mehrere unten, die Zahl ist nicht so groß, als man glaubte, doch mein Bruder ist auch dabei."

„Und der Ingenieur?" fragte Isabella.

„Der wird auch noch vermißt; seit drei Tagen sind sie unten und müssen schrecklich vom Hunger leiden, selbst wenn ihr Leben gerettet ist."

Wie Isabella die Kraft noch fand, weiterzugehen und wie eine Schlafwandlerin sich bis an den Eingang der Grube zu wagen, blieb ihr stets ein Räthsel.

„Fräulein de Marcy," hörte sie plötzlich rufen, und sich umsehend, fand sie sich dem Baron de Mirecourt gegenüber, „hat Ihre Tante Sie denn gesendet?"

„Nein," entgegnete sie, „ich bin gekommen, um mich von dem Zustande meines Gatten zu überzeugen."

„Ihres Gatten?"

„Ja, des Ingenieur Brons."

Wenn das ganze Bergwerk plötzlich zusammengestürzt wäre, hätte der Baron nicht mehr erstaunen können, aber sich schnell fassend, sagte er:

„Man ist jetzt in der höchsten Spannung, gnädige Frau, nur noch ein Haufen Steine trennt die Retter von der Stätte der Katastrophe; es scheint, daß die Verschütteten nicht getödtet wurden, sondern auch von ihrer Seite tüchtig gearbeitet haben, um die Trümmer fortzuräumen."

„Leben sie noch?"

„Wir wollen es hoffen, man hat Stimmen gehört."

Die Glocke wurde heftig angezogen; die Taue wurden in Bewegung gesetzt und nach wenigen Minuten langte Brenis, der die Arbeiten der Rettung leitete, oben an. Er hielt einen anscheinend leblosen Körper in den Armen, den einige Frauen umgaben und mit einem theuren Namen nannten.

„Und die andern?"

„Der Durchgang ist jetzt frei, der Aufseher Thomas ist noch bei Besinnung. Er wird gleich heraufgeschafft."

„Und Brons?"

„Bis gestern hat er den anderen Muth zugesprochen und eifrig an der Befreiung mitgeholfen; da begann ihr Licht zu verlöschen, ihre geringen Eßvorräthe waren verbraucht, und er ist etwas weiter in dem Gang niedergesunken. Ich werde ihn suchen."

Er stieg hinab und kam bald wieder zum Vorschein.

Der Baron hatte Isabella den Arm geboten; sie war dankbar dafür, denn sie fühlte, wie ihre Kräfte sie verließen; zu lange hatte sie die Probe bestanden.

„Muth, Gräfin!" sagte er, „alle Hoffnung ist nicht verloren. Es kann nur von Ermüdung und Erschöpfung die Rede sein. Ihr Gemahl ist jung und stark; ich fürchtete, daß er zerschmettert sein würde, doch gottlob ist das nicht der Fall. Erlauben Sie, daß ich Sie zu seinem Hause führe, in einer Viertelstunde kann er da sein."

(Fortsetzung folgt.)

Lebensregeln.

Sprach der Alte: „Du wanderst ins Leben, will dir nicht Geld, will dir Regeln mitgeben: Fremdeswort, das dreht man nicht. — das glaubt man! Frauenruß erfreut man nicht. — den raubt man! Große Mäuler schießt man nicht. — die stopft man! Den Verleumder spießt man nicht. — den klopft man! Edlen Wein darfst saufen nicht. — den schlürft man! Gold findt man in Haufen nicht. — das schürft man! Geistessieg erauft man nicht. — den denkt man! Liebe, die verkauft man nicht. — die schenkt man! Jedes Ding will so auf Erden — Nur recht angegriffen werden. — Jedem Kopf gib richt'gen Hut, — Dann steht allen alles gut!

* * *

Hereingefallen.

Eines reichen Amtmanns Sohn kam von der Universität nach Hause, um seine Eltern zu besuchen. An einem Abende wurden zwei Tauben zum Essen aufgetragen; da sagte der gelehrte Sohn, daß er durch Logik und Arithmetik beweisen könne, daß diese zwei Tauben drei seien. „Das laß uns hören", sagte der Vater. — Der Sohn sagte darauf: „Das ist eins, und das ist zwei, eins und zwei aber machen drei." — Der Vater antwortete: „Da Du das so wohl ausgedacht hast, so soll Deine Mutter die erste Taube haben, ich will die zweite nehmen, und die dritte magst Du für Dich um Deiner Gelehrsamkeit willen behalten."

St. Peters Bote

$1.00 pro Jahr!

Die Sozialdemokraten und ihre Väter.

Erzählung von Konrad v. Bolanden

Erster Teil.

VII.

Erlösung.

Die Ausgestoßene beharrte nach dem Abzuge des Ungewitters in derselben Unbeweglichkeit, mit der sie die vergifteten Dolchstöße ertragen hatte. Ihr Antlitz war schneeweiß, und darauf lag die starre Ruhe einer Leiche, während ihre Hände gefaltet und ihre Blicke gesenkt blieben. Offenbar hatte sie eine Gemütserschütterung erduldet, welche ihre Kräfte überstieg. Nach geraumer Zeit kam Leben in ihre Glieder und die Leichenblässe verschwand.

„Ich bin ausgewiesen, darf nicht länger hier weilen," sprach sie leise, griff mechanisch zu Hut und Sonnenschirm und verließ dann ihr Zimmer.

Im Korridor begegnete ihr der Kommerzienrat. Sie schritt an ihm vorbei, ohne den Blick zu heben. Die Eigentümlichkeit ihres Benehmens beunruhigte ihn. Er wußte bereits von Johns erhaltenem Korb und von dem Unwetter, das in Gestalt seiner Frau über Emma gekommen war. Bekannt mit jenen furchterregenden Erscheinungen von Donner, Blitz, Hagel und Orkan, die sich alle zusammen in der Wut seines Weibes vereinigen konnten, fürchtete er, die Mißhandelte möchte bis zur Verzweiflung niedergeschmettert sein und sich ein Leid antun.

„Emma, wohin gehst du?"

„Wohin? Ich weiß es nicht!" antwortete sie, beständig niedersehend. „Deine Frau hat mir befohlen, das Haus zu verlassen, — ich gehe."

„Aber, Emma, törichtes Mädchen, sei doch verständig! So war es von Rosalie nicht gemeint. Uebertreibe doch nicht. Du hast John abgewiesen, darüber geriet sie in Zorn. Du weißt, daß die Wut sie um alle Fassung bringen kann. In diesem Zustande der Vernunftlosigkeit sprach sie harte Worte zu dir, von denen sie selbst nach wenigen Minuten nichts mehr weiß. Deshalb wäre es lächerlich, einer Sinnlosen zu gehorchen. Du bleibst hier in meinem Hause, so lange es dir gefällt und für dich ein besserer Aufenthalt gefunden ist."

„Ich danke für deine teilnehmende Güte."

„Begib dich also wieder auf dein Zimmer. Zum Ausgehen vor dem Mittagstische ist es zu spät."

„Bis dahin sind noch zwei Stunden, — ich möchte fort ins Freie," entgegnete sie und ging weiter.

Fünf Minuten später wandelte sie am Bache talaufwärts. Immer näher kam sie den riesigen Eichen, welche um die Kapelle standen. Sie vernahm die Hammerschläge der Wappenschmiede, sah jenseits der Waller das stattliche Herrenhaus der Ehrwart und gedachte Gottfrieds, den sie seit langer Zeit nicht mehr gesehen. Andere Empfindungen regten sich in ihrer Seele, — Empfindungen, die ihr längst nicht fremd waren und deren Lieblichkeit die letzten Spuren der bitteren Kränkung verscheuchte. Im Gartenpavillon bemerkte sie eine Gestalt, — vielleicht war es Herr Gottfried, welcher dort lesend saß. Unausgesetzt spähte sie hinüber, allein die große Entfernung ließ die Gestalt nicht erkennen. Sie dachte daran, in ihrer Notlage den Beistand des jungen Mannes anzurufen, der sich immer teilnehmend und liebevoll erwiesen, dessen Edelsinn sie vertrauen konnte, dessen strenge Rechtlichkeit und frommer Sinn ihr Hochachtung einflößten. Allein ihre jungfräuliche Zaghaftigkeit strebte sich gegen die Kühnheit, vor dem stattlichen jungen Herrn als hilflos Verlassene zu erscheinen. Dann wieder trat ihr vernünftiges Denken der Schüchternheit verweisend entgegen, zeigte die Grundlosigkeit ihrer Bedenken und forderte den Schritt als unab-